Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 27 (1947-1948)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

fast jeder Blume jene deutsche Erlebnisart, die allem aufgeschlossen ist und sich daher nicht ohne weiteres bereit findet, schöne Einzelheiten zu Gunsten einer übergeordneten Einheit preiszugeben.

Daß Hans Thoma ein deutscher Maler in des Wortes eigentlichster Bedeutung ist, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden; über die Kunstentwicklung von Jahrhunderten hinweg erweist er sich in mancher Beziehung als einem Hans Hirtz verwandt. Trotz offensichtlicher Einflüsse des Franzosen Courbet sind seine «Raufenden Buben» in der besonderen Art der Verknäuelung der Bewegungen — die nicht nur thematisch bedingt ist — urdeutsch empfunden. Auch sein «Kinderreigen», der zwar über das Bauernkind und seine Seele Schönstes aussagt, bleibt in einer ornamentalen Verkettung von Haltungen und Gebärden stecken und vermag als rhythmische Gesamtbewegung nicht zu überzeugen. Das Courbet am stärksten verpflichtete Bild «Im Sonnenschein» wäre von dem Franzosen wohl anders gemalt worden. Er hätte die Pflanzen mehr zusammengefaßt und in ihrer Gesamtheit der Gestalt des Mädchens entschiedener untergeordnet. Es macht aber gerade den großen Reiz und die höhere Natürlichkeit dieses vorzüglichen Bildes aus, daß dieses Mädchen in seiner sinnenden Pose inmitten sömmerlichen Pflanzenreichtums selber zu einem pflanzenhaften Wesen wird.

Es ist unfruchtbar, von der italienischen Kunst aus blickend, die deutsche schwerfällig und verkrampft eigenwillig zu nennen, wie es immer auch abwegig sein wird, von deutscher Art ausgehend, den Schöpfungen der südlichen Völker bloße «Virtuosität ohne seelischen Tiefgang» vorzuwerfen; und nur aus einer völligen Verkennung der Wurzeln künstlerischer Stile kann man die deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts am französischen Impressionismus messen wollen. Verwerflich aber ist es, wenn die deutsche Kunst und Kultur aus bloßem politischem Ressentiment abgelehnt wird, wie das während des Krieges nicht nur auf Seite der Alliierten, sondern auch in Kreisen schweizerischer Kunstfreunde vielfach geschehen ist. Allerdings darf zu unserer Entlastung festgestellt werden, daß der Nationalsozialismus durch seine Bedrohung unserer Existenz und durch seine unqualifizierbare Kunstpolitik daran selber die Schuld trug.

Heute aber darf es für uns Schweizer nicht damit sein Bewenden haben, daß wir die uns vorübergehend anvertrauten Kunstwerke unserer Nachbarn genießerisch betrachten und hernach in billigen Schaubüchern mit oft belanglosen Texten kommerziell auswerten. Es gilt, sich auf die positiven Kräfte Deutschlands zu besinnen und — frei von Dünkel und Illusionen — mit diesen den geistigen und materiellen Wiederaufbau zu unternehmen. Als dem gleichen Kulturkreis angehörige Treuhänder wollen wir uns des vielen Wertvollen im deutschen Wesen erneut bewußt werden, um es andern Völkern zu vermitteln und so den Glauben an die Möglichkeit einer aus fruchtbarem Erbe neu erwachsenden deutschen Kultur zu verbreiten und zu stärken.

Marcel Fischer.

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Aus der Welt der Antike

Festschrift Peter Von der Mühll

Fünf ehemalige Schüler des Basler Altphilologen *Peter Von der Mühll,* alles Inhaber von Lehrstühlen an Schweizer Universitäten, haben sich letztes Jahr zusammengetan, um ihrem verehrten Lehrer zu seinem 60. Geburtstag mit einer *Phyllobolia,* einem *«Blätterwerfen»,* zu huldigen, wie es in Griechenland dem Sieger im Wettkampf zuteil wurde. In einem stattlichen Band sind ihre «Blätter» ge-

sammelt und zeugen nicht nur von der Gelehrsamkeit ihrer Verfasser, sondern indirekt auch von den Anregungen und der strengen philologischen Zucht, die ihnen vom Jubilar, der sich ganz besonders um die Erforschung der homerischen Gedichte verdient gemacht hat, mitgegeben wurde [1]).

Ein längeres Eingehen auf die aus den verschiedensten Gebieten der klassischen Altertumswissenschaft stammenden Beiträge verbietet sich leider aus naheliegenden Gründen, doch seien wenigstens zwei Arbeiten speziell hervorgehoben. *Karl Meuli* (Basel) untersucht in einer überaus reichen Arbeit das Wesen des olympischen Opfers, das bis anhin meist als Speisegabe an die Götter gedeutet wurde, wobei aber der merkwürdige Brauch schwer zu erklären war, den Göttern nur die Knochen, die Galle und andere kleine, meist uneßbare Teile des Opfertieres darzubringen und diese Teile dann noch zu verbrennen. Meuli gelangt nun in seiner Untersuchung zu dem überzeugenden Schluß, daß diese Art Opfer aus einer indogermanischen Jägerkultur stammt, wie er an Hand zahlreicher Beispiele aus arktischen und innerasiatischen Jägerkulturen zu zeigen vermag. Der Jäger, in seinem intimen Verhältnis zum Tier, empfindet die Tötung als Schuld, als unerlaubten Eingriff in die Naturordnung, und versucht nun, dem Tier wieder einen Teil seiner Lebenskraft zurückzugeben, zum Beispiel durch die Darbringung der Knochen. Die fortschreitende Entwicklung von der Jäger- zur Hirtenkultur bringt dann, an Stelle der Tötung, die Schlachtung der Tiere, wobei die alten Vorstellungen und Gebräuche aber zähe weiterleben, nur daß das Verhältnis von Mensch zu Tier gegenüber demjenigen zur Gottheit zurücktritt, und die Teile, die früher dem Tier zurückgegeben wurden, nun der Gottheit dargebracht werden.

Olof Gigon (Freiburg) wagt in seinen «Studien zu Platons Protagoras» etwas ganz Neues: die Interpretation eines platonischen Dialoges als Dichtung. Scharfsinnig werden Fugen und Risse im Bau des Dialoges aufgedeckt, um dadurch den Anteil der dichterischen Phantasie im Gegensatz zur historischen Treue deutlich zu machen. Allerdings bleibt dann immer noch die Frage offen, ob all diese «Widersprüche» nicht ganz anders in den Gesamtplan der Dichtung einzubeziehen sind, etwa in der Art, wie es Ernst Howald in seinem Buch über die griechische Tragödie getan hat.

Die weiteren Beiträge stammen von *Fritz Wehrli* (Zürich): Der erhabene und der schlichte Stil in der poetisch-rhetorischen Theorie der Antike, von *Willy Theiler* (Bern): Tacitus und die antike Schicksalslehre, und von *Bernhard Wyss* (Basel): Zu Gregor von Nanzianz. Jede dieser Arbeiten legt in ihrer Art Zeugnis ab vom Ernst der philologischen Forschung ihrer Verfasser. *André Lambert.*

Artemis

Der der Schweiz seit langem eng verbundene Althistoriker *Karl Hoenn* hat dem *Artemisverlag* die Geschichte seiner Schutzgöttin und Namenspenderin *Artemis* geschenkt [2]). Die wissenschaftliche Wesensart des Verfassers ist aus früheren, mit Respekt entgegengenommenen Büchern über Augustus und Constantin d. Gr. bekannt. Ihnen allen liegt eine wirkliche Kennerschaft auf philologischem, historischem und archäologischem Gebiet zu Grunde, zu der eine schöne, weltoffene Bildung hinzutritt, von der er gerne Gebrauch macht. Auch weiß Hoenn in einer angenehmen Form zu schreiben, die dem Laien auch Spezielles und Nichtanziehendes mundgerecht macht, ohne deswegen Konzessionen an die wissenschaftliche Exaktheit zu gewähren. Aber es fehlt auch irgend etwas: die tragende Idee, der Mut zur Synthese, die wegweisende oder wenigstens wegweisen wollende Einseitigkeit.

In der Religions- und Mythengeschichte ist aber eine solche fast nicht zu entbehren, falls man nicht in der Vielfalt der Erscheinungen ertrinken soll. So stehen die unzähligen Daseinsformen der Artemis in der ersten Hälfte des Buches recht verlegen nebeneinander; immer sind die verschiedenen lokalen Varianten in Gestalt, Kultus und sonst allem, was sich an eine Göttin hängen kann, hübsch und kenntnisreich erzählt, mit geschickter Verwendung der dichterischen und künstlerischen

---

[1]) Phyllobolia für Peter Von der Mühll. Schwabe, Basel 1946.

[2]) Karl Hoenn: Artemis. Gestaltwandel einer Göttin. Artemis-Verlag, Zürich 1946.

Ausprägungen — aber es fehlt das Verbindende, weil dieses Spekulation, Hypothese, Vordrängen des Forschersubjektes wäre. Das liegt Hoenn nicht. Das Bild ändert sich und die Geschlossenheit wird stärker vom Moment an, wo die Untersuchung in den historischen Raum eintritt. Die Artemis, wie sie Homer den Griechen zurechtgemacht hat, der Gestaltwandel, den sie in Angleichung an ihren Bruder Apoll erfährt, und andere in historischer Zeit sich abspielende Vorgänge sind ausgezeichnet beobachtet. Das gleiche gilt vom römischen Teil, wo, mit Ausnahme weniger Tatsachen, wie der, daß Diana ursprünglich eine Mondgöttin war, das Prähistorische sowieso unergiebig ist. Schön ist dann auch und nicht nur aus humanistischen Gründen, sondern überhaupt richtig, daß die Dianalinie nicht am Ende des Altertums abbricht, sondern weitergeführt wird in den Humanismus und die Renaissance hinein und den Barock. Das ist immer noch *eine* und zwar eine ungebrochene Linie. Ein Spiel aber ist die Ausdehnung bis Marées, Böcklin und Spitteler.

Ernst Howald.

Hölderlins Empedokles

Von den griechischen Philosophen, die vor Platon über Welt und Mensch gedacht haben, besitzen wir keine vollständigen Werke. Was wir vor ihnen hören, sind einzelne meist zusammenhangslose Zitate und eine große Zahl von Anekdoten, deren Glaubwürdigkeit meist mehr als fragwürdig ist. Viele von diesen Anekdoten und manche Kernsätze aus der Lehre dieser Männer sind uns in dem Buche erhalten, das ein sonst unbekannter *Diogenes Laertios* in der römischen Kaiserzeit verfaßt oder besser zusammengeschrieben hat. Dieses Buch war Hölderlin in die Hände gekommen, und er hat dort die Verse gelesen, die der sizilische Wundertäter *Empedokles* über sich selbst gedichtet hatte:

«Als ein unsterblicher Gott und nicht als ein sterblicher Mensch bloß
Wandle ich unter euch, von allen geehrt, wie es Brauch ist,
Rings umflochten mit Bändern, geschmückt mit grünenden Kränzen.
Wenn ich die prangenden Städte besuche, verehren mich alle
Männer und Frauen und folgen zu Tausenden, um mich zu fragen,
Wo wohl der Pfad anhebe, der sie zum Heile geleite,
Viele verlangen, die Zukunft zu wissen, und andere wieder
Wünschen gegen ihr Siechtum ein heilsam Wort zu vernehmen».

Diese Verse können auf mannigfache Art gedeutet werden. Im spätern Altertum fand man in ihnen eine Stütze für die Überzeugung, daß der Mensch in seinem wahren Selbst letztlich Gott sei. Anderseits kann aber der Anspruch, unsterblicher Gott zu sein, auch als maßlose Überheblichkeit erscheinen, die die Priester als Vermittler des Göttlichen zum Einschreiten zwingt. Der Konflikt zwischen Empedokles' Überzeugungen und dem offiziellen Götterglauben wird in Hölderlins unvollendetem Drama nach einem scharfen Zusammenprall beigelegt, und der allgemein verehrte Retter aus mannigfacher Not wird als übermenschliche Erscheinung wieder anerkannt. Ihn selbst dagegen ergreift vor der Menschheit, die er errettet hatte, ein tiefer Ekel, der sich bis zum Kulturhaß steigert und in ihm den Entschluß reifen läßt, sich aus dieser Welt völlig zurückzuziehen. Und schließlich führt er selbst aus, was er den andern zugerufen hatte: «O gebt euch der Natur, eh' sie euch nimmt». Er stürzt sich in den lodernden Krater des Ätna, um sich, wie Hölderlin in seinem Entwurf sagt, «mit der unendlichen Natur zu vereinen».

Wie der Dichter diesen Entwurf ausgeführt hätte, wissen wir nicht. Einigermaßen ausgearbeitet fanden sich bei ihm nur zwei Akte, die zudem nicht zu dem erhaltenen Entwurfe passen. Da wir nicht wissen, wie er seinen undramatischen Helden durch fünf Akte geleitet hätte, ist es ebenso schwer, die dramatische Entwicklung des Werkes zu erahnen wie die Absicht seines Schöpfers zu erfassen. Der Wert des Gedichtes liegt für uns in der Schönheit der einzelnen Stelle. Die feierliche und erhabene Sprache, die Hölderlin dieser hochragenden Gestalt verliehen hat, ist für uns jetzt wieder hörbar: *Hans Schumacher* hat aus den Bruchstücken die älteste und vollständigste Fassung Hölderlins in der geschmackvollen Sammlung «Vom Dauernden in der Zeit» erscheinen lassen und mit einem der hohen Dichtung angemessenen Nachwort versehen, in dem lediglich die Behauptung stört, Hölderlin habe bei Diogenes Laertios das Sühnegedicht des Empedokles gefunden. Außer dem oben

zitierten Fragment aus diesem Werk steht nichts darüber in jener Philosophiegeschichte, und nichts weist darauf hin, daß Hölderlin von dem Manne eine weitere Kenntnis gehabt hätte [1]). *Hans-Rudolf Schwyzer.*

Theaitet

Jahrelang war ein deutscher Platontext kaum mehr aufzutreiben. Nur durch Zufall fand man noch das eine oder andere Bändchen von Apelts Übersetzung im Antiquariat. Auch in dieser Beziehung scheint es jetzt allmählich besser zu werden. Schon sind einige Dialoge in der *Europäischen Reihe* der Sammlung *Klosterberg* erschienen, zu denen sich als neuester der Theaitet gesellt, ebenfalls übersetzt von *Edgar Salin.* Diese Übertragung hält einem Vergleich mit ihren berühmten Vorgängerinnen stand, ja übertrifft sie in vielen Beziehungen. Jeder Satz ist durch die unerbittliche Prüfung eines feinen Ohres gegangen und schmiegt sich dennoch möglichst der Sprache des Originals an, so daß auch der des Griechischen Unkundige etwas von der reichen platonischen Gefühlsskala ahnen kann. Das kurze Vorwort gibt das Nötigste zum sachlichen Verständnis dieses ersten Werkes aus Platons Alter, läßt aber im übrigen das Gespräch für sich selber zeugen [2]).

Die Einführung der Gesprächsteilnehmer und ihre Charakterisierung geschieht noch mit der vollendeten Kunst der besten Zeit. Schon nach wenigen Zeilen ist der Leser gefangen und fühlt sich verpflichtet, mitzuleben und die auftretenden Probleme durch eigene Beteiligung lösen zu helfen. Es gehört mit zum Reiz dieser Gespräche, innezuhalten und zu untersuchen, wie es gelingen konnte, daß wir jetzt auf einmal zu einer Folgerung gezwungen werden, die uns am Anfang gar nicht eingefallen wäre, ja gegen die wir uns sträuben, und so die verborgenen Übergänge aufzuspüren, kleine Insinuationen, über die wir achtlos hinweglesen und die doch erst die Weiterführung des Gespräches ermöglichen. Ja, oft ertappen wir Sokrates-Platon auf sonderbaren Kniffen, die denen seiner hydraköpfigen Gegner, der Sophisten, in nichts nachstehen, sondern in eklatanten Widerspruch treten zu den theoretischen Einsichten in eben diesen Dialogen. In solchen Fällen hilft die Verlegenheitsauskunft, Platon habe sich noch nicht Rechenschaft darüber geben können oder er treibe mit uns nur seinen Spaß, meistens nicht weiter. Die Lösung muß vielmehr von der Komposition des Dialoges aus gesucht werden; die künstlerischen Absichten Platons haben diese rationalen Widersprüche zur Folge. Im Theaitet allerdings kommt nun noch etwas anderes hinzu. Mitten im Werk ist ein Bruch deutlich spürbar, nicht etwa in der Abwicklung des Themas — das Wesen der Erkenntnis wird gesucht unter Prüfung verschiedener Lösungen, die der Reihe nach bis zum Schluß als unzulänglich verworfen werden — sondern in der Stimmung und im Gesprächsablauf, der nicht mehr mit den früheren reichen Mitteln gemeistert wird, besonders aber in der erschütternden Episode vom lächerlichen und lebensfremden Philosophen mit ihrem bittersüßen Lob des theoretischen Lebens. Dieser Exkurs wächst nicht organisch aus den anfänglichen Voraussetzungen heraus. Mitten in der Arbeit an diesem Dialog wohl mußte Platon den Zusammenbruch seines Philosophenstaates erfahren, denn zu eben dieser Zeit lebte er am Hofe Dionysios II. von Syrakus, wohin er mit banger Hoffnung gefahren war, um mit Hilfe seines Freundes Dion, des Schwagers Dionysios II., seinen «Gottesstaat» zu gründen.

Salin deutet begreiflicherweise in seiner kurzen Einleitung nicht alle diese Probleme an; daß er sie aber kennt, beweist sein Sinn für die Besonderheit der platonischen Schriften: «Nur wer wie den künstlerischen, so den philosophischen und den religiösen Gehalt des Wirkens und der Werke Platons faßt, wird die verpflichtende Besonderheit seines Menschenbildes und seines Staats- und Weltenbaues in ihrer Einheitlichkeit begreifen». Das fein abgewogene Vorwort und die Übertragung sind ein sicheres Zeichen dafür, daß die einseitig philosophiegeschichtliche Betrachtung Platons langsam abgelöst wird von einer auch die tieferen Schichten dieses reichen Menschen berücksichtigenden Deutung, welche die Ergebnisse vergangener

---

[1]) Friedrich Hölderlin: Der Tod des Empedokles. Classen, Zürich 1946.

[2]) Platon: Theaitet. Übertragen und eingeleitet von Edgar Salin. Schwabe, Basel 1946.

Bemühung um Platon nicht aufhebt, sondern in ein helleres Licht stellt. Vorstöße in dieser Richtung haben auch früher nicht gefehlt, mußten sich aber an der Mauer des Positivismus totlaufen. *Hermann Koller.*

Vom Geist antiker Geschichtsschreibung

Erst nach mancherlei Umwegen gelangten einige wenige Exemplare dieses wichtigen Buches von *Ernst Howald* in die Schweiz, und es ist nur zu bedauern, daß ihm die gebührende Breitenwirkung, wenigstens vorläufig, versagt sein wird [1]). In sieben Einzelbetrachtungen *(Herodot, Thukydides, Polybios, Sallust, Caesar, Livius, Tacitus)* führt uns Howald in die griechisch-römische Geschichtsschreibung ein, und seinem unvoreingenommenen Blick verdanken wir mancherlei neue Erkenntnisse. Immer wieder war die bisherige Forschung an den gleichen Hindernissen angerannt, die sich dem modernen Leser antiker Historiker entgegenstellen: mangelnde historische Treue; Unausgeglichenheit der Darstellung; Verzicht auf getreue Wiedergabe der Quellen und Dokumente, oder gänzliches Fehlen von solchen; Mißachtung der Chronologie und anderes mehr. All dies versuchte man zu überbrücken durch kühne Theorien, die allein schon durch ihre Vielzahl bewiesen, daß daran etwas nicht stimmen könne. Howald lehrt uns nun die Probleme wieder neu zu sehen, nicht indem er diese Schwierigkeiten wegleugnet, sondern gerade indem er sie anpackt, aber eben anpackt mit den ihnen zukommenden Werkzeugen. Ein neuer Maßstab wird angelegt, das künstlerische Wollen des Schriftstellers wird ergründet, das ihn diese Form und keine andere wählen ließ, aus der Erkenntnis heraus, daß beim antiken Historiker «das Erlebnis der Geschichte zu formschaffendem inneren Schicksal geworden» ist (p. 7). So erklärt sich auf einmal die Exkurstechnik eines Herodot als die Übertragung des Erzählerstils orientalisch-altjonischer Herkunft auf die Weltgeschichte, oder die Härte und verhaltene Leidenschaft eines Thukydides als Ausdruck einer geradezu «naturwissenschaftlich» zu nennenden Unparteilichkeit; und Livius ersteht uns wieder von neuem als der Darsteller echter römischer Mannestugend, nachdem er allzu lange nur als Quelle für die Erforschung der eigentlichen römischen Geschichte gedient hatte und im Lichte der modernen Forschung immer mehr zum mittelmäßigen, wenn nicht sogar unbrauchbaren Skribenten herabgesunken war. Doch wie ließe sich dann der ungeheure Einfluß auf die folgenden Jahrhunderte erklären, die aus ihm ihr Bild des Römertums schöpften? Die Antwort ist an sich leicht und mußte doch wieder einmal gegeben werden: es ist die unübertroffene formale Meisterung des Stoffes.

Wie alle Bücher Howalds, so weist auch dieses wieder neue Wege, wobei es der Autor vorzieht, sie nicht breitzuschlagen oder mit dem Gestrüpp der Gelehrsamkeit wieder zuzudecken, sondern ihre Bahnung nur zu beginnen und die allgemeine Richtung zu zeigen. Das Geheimnis seiner Methode scheint mir in dem einen Satz enthalten: «Der Schriftsteller hat das Anrecht, so erlebt zu werden, wie er verstanden sein wollte» (p. 45). *André Lambert.*

Die indirekte Rede bei Livius

Schon lange ist die kritische Forschung zur Erkenntnis gelangt, daß Livius, der große römische Geschichtsschreiber, dem heutigen Historiker keine zuverlässige Quelle sein kann. Das gilt für die alte Geschichtsschreibung überhaupt, die auf anderen Voraussetzungen beruht als die heutige: sie will nicht nur überliefern, sie will gestalten; der antike Historiker ist auch Schriftsteller und formt den Stoff nach künstlerischen, nicht nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten.

Während darum Livius in den letzten Jahrzehnten als Historiker immer mehr in den Hintergrund trat, versuchte man auf der andern Seite, dem Künstler in ihm gerecht zu werden. Dabei erkannte man vor allem die — schon von der Antike gesehene und auch geforderte — Verbindung der Historie mit der Rhetorik: Der Geschichtsschreiber soll sich die Stilmittel des Redners zunutze machen, um seinen Stoff darzustellen, denn der Rhetor weiß wie kein anderer um die Wirkungsmöglichkeiten des Wortes.

Daß in einem derart orientierten Geschichtswerk den dargestellten Personen

[1]) Oldenbourg, München 1944.

mit Vorliebe Reden — gehaltene oder vom Historiker frei erfundene — in den Mund gelegt werden, kann nicht erstaunen; und zwar geschieht dies bei Livius meistens in der unserem Sprachempfinden wenig geläufigen indirekten Form. Die «oratio obliqua» überwiegt so sehr gegenüber der «oratio recta», daß ein bewußter Stilwille dahinter stecken muß. Diese Erscheinung näher zu fassen, ist das Anliegen von *André Lambert* in seinem Buch *«Die indirekte Rede als künstlerisches Stilmittel des* Livius» [1]).

An Hand zahlreicher Einzelinterpretationen untersucht der Verfasser die verschiedenen Verwendungsweisen der indirekten Rede, um so dem künstlerischen Gehalt nahezukommen. Vorerst wird gezeigt, daß die oratio obliqua an sorgfältiger rhetorischer Durchgestaltung der oratio recta nicht nachsteht, dazu aber diese an Biegsamkeit und Anpassung an den Fluß der Darstellung noch übertrifft. Dadurch ist sie besonders geeignet, die wesentliche Aufgabe der Rede im Geschichtswerk zu erfüllen: durch den Mund einer dargestellten Person, den Schriftsteller zum Worte kommen zu lassen.

Ein weiterer Abschnitt ist dem Vergleich des Livius mit seiner Hauptquelle Polybius gewidmet. Wie sehr die indirekte Form gewollt ist, zeigt sich darin, daß Livius direkte Reden seiner Vorlage in indirekte umsetzt. Die Veränderung der Form aber berührt auch den Inhalt: das Ethos wird ein anderes.

Die Arbeit schließt mit einer kurzen Besprechung der indirekten Rede bei Sallust und Caesar. Die ganz verschiedene Verwendung des einen Stilmittels bei drei großen Darstellern läßt die Eigenart und künstlerische Persönlichkeit des Livius besonders deutlich hervortreten. Neben Sallust, der mit indirekten Reden ohne Reflexion die Handlung dramatisch vorwärtstreibt und Caesar, der sie in die Darstellung seiner eigenen Taten einspannt, steht Livius, der die römische Vergangenheit in breitem Strom an uns vorbeiziehen läßt; dabei wird sein Gebrauch der indirekten Rede zum greifbaren Ausdruck von Maß und Unaufdringlichkeit augusteischer Klassik.

Lamberts Arbeit, deren Hauptgewicht auf der Einzelinterpretation liegt, und die es in fast zu vornehmer Zurückhaltung vermeidet, die Teilergebnisse auf eine vereinfachende Formel zu bringen, erreicht doch ihre wesentliche Absicht: den Künstler Livius am Werk zu zeigen. *Ernst Gegenschatz.*

Lexikon der Antike

Ein Lexikon zu schreiben, ist eine ebenso notwendige wie undankbare Aufgabe. Jedermann benutzt es gerne im Stillen, ohne es je zu zitieren, solange es ihm hilft, und jedermann tadelt es, sobald es ihn einmal im Stich läßt. Daß der eine dies, der andere jenes vermißt, läßt sich nicht vermeiden; denn der Bearbeiter muß sich bei der Wahl der Stichwörter und erst recht innerhalb der einzelnen Artikel auf das Allernotwendigste beschränken, besonders wenn das Lexikon das Taschenformat nicht sprengen soll, wie das bei den handlichen Bänden der Sammlung Dalp der Fall ist. Als Band 14 ist kürzlich ein Lexikon der Antike erschienen, dessen Artikel (mit Ausnahme des Artikels «Medizin», der von Pierre Schmid stammt) Otto Hiltbrunner zum Verfasser haben [2]). Von den verschiedenen Lexika, die das Gesamtgebiet der griechisch-römischen Welt umspannen, wendet sich die große noch nicht abgeschlossene Enzyklopädie von Pauly, erneuert von Wissowa, an den Fachmann; das einbändige, dicke Lexikon von Lübker ist in seiner letzten Auflage bereits über dreißig Jahre alt, das 1933 in Kröners Taschenausgabe erschienene Wörterbuch der Antike von Hans Lamer entspricht in seinen Zielen dem vorliegenden Bande, ist aber jetzt nicht mehr erhältlich. Hiltbrunners Lexikon ist trotz geringerem Umfang in mancher Beziehung reichhaltiger und jedenfalls ausgeglichener und übersichtlicher als das Werk Lamers. Es wird dem Philologen zur Stützung und Auffrischung seiner Erinnerung ebenso unentbehrlich werden wie dem für die Antike interessierten Nichtfachmann. Wenn im folgenden auf einige Lücken und Unausgeglichenheiten hingewiesen wird, soll dies nicht als kleinliche Kritik, sondern als Wunschzettel für eine gewiß einmal notwendig werdende Neuauflage gemeint sein.

Oft ist nicht ersichtlich, nach welchem Grundsatz die Stichwörter ausgewählt wurden. Wenn z. B. unter den geographischen Namen Cremona, Nola, Arpinum,

---

[1]) Buchdruckerei Baublatt, Rüschlikon 1946.

[2]) Otto Hiltbrunner: Kleines Lexikon der Antike. Francke, Bern 1946.

Segesta, Akragas, Seriphos und sogar Sirmium an der Sawe genannt werden, erwartet man auch Mantua, Sirmio am Gardasee, Leontinoi, Gela, Lilybaeum, Panormos (Palermo), Dyrrhachium, Andros, Paphos und den Berg Kynthos auf Delos zu finden. Die Mythologie ist so ausgiebig berücksichtigt, daß man sich wundert, trotzdem den König Eurystheus, der Herakles die zwölf Arbeiten auftrug, vermissen zu müssen oder über Achates, Helenus, Lavinia, Pallas, Sychaeus bei der Lektüre Vergils keine Auskunft zu bekommen. Der Orient ist grundsätzlich nur soweit berücksichtigt, als er für das griechisch-römische Altertum Bedeutung gewann. Wenn aber schon verschiedene ägyptische Gottheiten genannt werden, warum fehlen gerade Horos, Osiris, Thoth? Auch Megasthenes, dem das Abendland die einzige halbwegs zuverlässige Kunde über Indien verdankte, hätte eine Erwähnung verdient. Unter den zahlreichen Philosophennamen vermißt man Philolaos neben Archytas, Polemon neben Arkesilaos, Kleitomachos neben Karneades, Attikos neben Albinos, Syrianos neben Simplikios.

Man könnte diese Liste leicht fortsetzen; aber wie gesagt: alles kann auch das beste Lexikon nicht beantworten. Und wichtiger als Vollständigkeit ist Zuverlässigkeit in dem Gebotenen. Und hier kann man sich auf die Angaben verlassen.

Hans-Rudolf Schwyzer.

Hofmannsthals Gedichte und lyrische Dramen

Von der hier angezeigten *Gesamtausgabe* der *Werke Hofmannsthals* von *Bermann-Fischer* in *Stockholm* ist ein zweiter Band erschienen [1]). Er umfaßt alle gedruckten Gedichte und die lyrischen Dramen «Gestern», «Der Tor und der Tod», «Der Tod des Tizian», «Der weiße Fächer», «Der Kaiser und die Hexe», «Das kleine Welttheater» und, erstmals vollständig, «Das Bergwerk zu Falun». Eine kurze Anmerkung des Herausgebers (man hätte sich dergleichen auch beim ersten Band gewünscht) erläutert Anlage und Einzelnes.

Die Gedichte zunächst: Sie sind in drei Abteilungen geordnet; die erste entspricht ungefähr einer frühen Ausgabe; die zwei andern bringen alles übrige bisher Veröffentlichte und zwar in zeitlicher Folge. Diese uneinheitliche Anlage: ein Teil nach Form und Inhalt, der andere rein chronologisch geordnet, scheint uns nicht durchaus glücklich. Man versteht allenfalls, daß die Pietät, gerade einem so stilbewußten und empfindlichen Dichter gegenüber, es dem Herausgeber verbieten kann, willkürlich umformend einzugreifen. Aber er kommt eben nicht darum herum, wenn irgend *das Ganze* eine Form zeigen soll. Eine Anordnung in zeitlicher Folge wäre nun gerade im Fall Hofmannsthal verkehrt. So bleibt nur eins: eine Gliederung nach formal zusammengehörigen Gruppen. Ein heikles Unternehmen zwar, das vom Herausgeber den größten Takt erfordert; aber es müßte durchaus gewagt werden, und der Berufene, der es wagen würde, dürfte wohl eher auf das Einverständnis des Dichters hoffen, als die vorliegende Ausgabe. Denn diese peinlich zufällige Ordnung, wie sie die Abteilungen II und III unseres Gedichtbuches bieten: dies Durcheinander von Liedern, Sprüchen, Episteln, Verserzählern, Gelegenheitsgedichten etc., von echter Lyrik und von Grenzformen — das wirkt zusammen umso stilloser, als jedes einzelne Gebilde von vollkommener Stileinheit und Stilreinheit ist.

Der zweite Teil des Bandes, der die lyrischen Dramen enthält, vermag dagegen fast vollkommen zu befriedigen. Wir vermissen hier einzig das Stück «Die Frau am Fenster», das doch zweifellos daher gehört und auch in des Dichters Ausgabe letzter Hand in dieser Abteilung erschienen ist.

Stellt also das Buch als Ganzes kein durchwegs gelungenes Gesamtkunstwerk dar, so bietet es doch eine Fülle wahrhaft vollkommener kleiner Kunstwerke. Eine reiche, wundervoll beseelte Welt breitet sich hier aus. Man spürt überall, daß *das Lyrische das eigentliche Element dieses Dichters* ist, daß er sein Tiefstes und Schönstes im Lyrischen gegeben hat. Und wir sehen diese lyrische Welt mit anderen Augen als noch die Zeitgenossen Hofmannsthals: Was jene als krankhaft gesteigerte Innerlichkeit beargwöhnten, erscheint uns, die wir in einer mehr und mehr entseelten Welt leben, als *Gnade*. Diese wunderbar seelenvolle Welt in ihrem tiefen, mystischen Glanz mutet uns an wie ein verlorenes Paradies. *Werner Huber.*

---

[1]) Vergl. Januarheft 1946, S. 656.

Neue Werke von Rudolf Kassner

Nach der Katastrophe der letzten Jahre, die alle Maße verwischt und alle Tradition aufgehoben hat, ist schon jeder früher bekannte Name, der lebendig aus den Fluten auftaucht, ein Trost. Und daß sich ein *Rudolf Kassner* mit neuen Werken zu uns wendet, berührt wie ein kleines Wunder, gehört er doch in jene Corona großer Geister wie Hofmannsthal, Rilke, die Fürstin Thurn und Taxis, die fast gestirnhaft entrückt sind, deren europäischer Lebensraum fast schon Legende wurde. Was würde uns Kassner heute nicht schon alles bedeuten, wenn er uns auch nur in üblicher Weise die Lebenserinnerungen eines Mannes vorlegen würde, die uns in jenes ancien régime, in Duft und Glanz des alten Österreich zurückversetzen! Daß seine Erinnerungen *«Die zweite Fahrt»* (*Rentsch,* Erlenbach-Zürich 1946) sehr viel mehr leisten, daß sie über alles Memoirenhafte (d. h. immer Private und Retrospektive) hinaus eine unbeirrbare Deutung und Sicherung des Erlebten im «Zeichenhaften aller Erscheinung» bieten, erst das macht das Buch zu einer wirklich gegenwärtigen und mit den Kräften eines wahrhaft freien und lebendigen Geistes geladenen Lektüre. Erst das macht heute Kassner selbst und seine Gegenwart in unserem Lande zu mehr als einer bloßen historischen Reminiszenz.

Man kann seine Jugend auf manche Weise beschreiben. Der Jugendroman war in der neueren deutschen Dichtung eine beliebte Gattung all jener Autoren, die eine dichterische Substanz nur noch im Refugium einer «besonnten Vergangenheit» und in der vage poetischen Erforschung ihres eigenen mühsam geretteten Seelenbesitzes finden konnten, ganz zu schweigen vom selbstgefälligen Auskramen eigener Verdienste oder interessanter Erlebnisse. Kassners, des Denkers und Physiognomikers, Erinnerungen sind von Anfang an von einer viel stärkeren Energie geleitet. Die «zweite Fahrt» nennt er sie mit einem Wort der Griechen, «den zweiten Weg, um den Grund zu suchen, um welchen ich mich bemühe», wie Platon sagt. Es ist nicht mehr die Fahrt mit Wind und Segel, die mythische, glückgetriebene, sondern die Fahrt mit dem Ruder, beschwerlich, gegen allerlei Hindernisse und Gegenströmungen, aber dafür abhängig vom menschlichen Willen und seinem sittlichen Entscheid. Sie entspricht jedenfalls dem Stand des Menschen «nach dem Fall», des Menschen, der zwischen Schattenbild und Wirklichkeit, zwischen Außen und Innen zu unterscheiden hat und nur darum auch Vergangenheit und Zukunft kennt. Der Erzähler selbst hat sein Leben vom ersten Jahre an unter dem Gesetz dieser zweiten Fahrt führen müssen und führen wollen: die Lähmung, die das kleine Kind befiel und ihm von nun an jeden Schritt und jedes Auftreten schmerzvoll machte, wurde für ihn eine «zweite Geburt» und das heißt, wie jede zweite Geburt, eine Geburt aus dem Geiste. Das Ereignis bleibt aber nur ein Zeichen jener Zusammenhänge, die er in seinem das Bild des Menschen und seiner Geschichte ergründenden Werk formuliert hat. Diese Zusammenhänge werden nun gleichsam auf den engsten und persönlichsten Kreis zurückgenommen und hier mit einer unerhörten Prägnanz zur Geltung gebracht.

Schon Kassners erstes *«Buch der Erinnerung»,* das 1938 im *Insel-Verlag* erschien, war keine einfache Erzählung. Auch jetzt, wo es um den engern Bezirk der Jugendjahre geht, ist keine kontinuierliche Selbstbiographie oder dergleichen versucht. Es werden nur einzelne Momente und einzelne Personen, ja oft nur einzelne Namen beschworen und sichtbar gemacht in ihrem Sinn, weniger für das Leben des Autors denn als Urphänomene, als Begebnisse und Begegnungen zeichenhaften Charakters. Als solche bleiben sie bei allem Zauber der Schilderung, bei allem Reiz des Individuellen, gerichtet auf die denkerischen Kategorien von Kassners schwierigem, aber eigenartig bezwingenden Gesamtwerk.

Es ist nun ja gerade das Wesen von Kassners physiognomischem Denken, daß es auf solches Anschauungsmaterial angewiesen ist. Es will keine abstrakte Lehre geben, sondern, wie es einmal heißt, «die gesammelte und geordnete Erfahrung seiner sehenden Augen». Es ist nicht eine kausale, systematische Ordnung, die das Sinnganze der Dinge, auf das es ankommt, nur auflösen würde. Die Dinge, die Menschen, die Ereignisse werden vielmehr abgetastet und aufgeschlossen nach ihrer gestalthaften Beschaffenheit, d. h. gezeigt in ihrem Drama zwischen Innen und Außen, zwischen Leib und Seele, Seele und Geist. Der Zentralbegriff einer solchen «Physiognomik» heißt «Einbildungskraft»; das ist die Kraft, welche diese spannungsvolle

Einheit von Außen und Innen, Oberfläche und Tiefe ermöglicht und anschauen läßt. Als «Synthese von Mathematik und Dichtung» hat Kassner einmal sein Anliegen bezeichnet. Der dichterische Aspekt der Physiognomik wird wohl nirgends so deutlich wie hier. Die kurzen Schilderungen und Charakteristiken haben eine «Dichte» und eine sprachliche Gültigkeit, die sie schon ganz an sich zu Perlen moderner Prosa machen. Wir denken da etwa an die Episode mit den Stieren, die während eines nächtlichen Brandes losgebunden auf offenem Feld stehen und doch nicht, wie sich das Kind angstvoll denkt, in Raserei und Angst sich und die andern zerstören, sondern, gerade als ungefesselte, ruhevoll, Maß und Gestalt bewahrend, den Morgen erwarten. «Darum allein, um der Gestalt, um des Maßes, um des Überstehens und der Dauer willen ist im göttlichen Schöpferwesen und in allem, was daraus abgeleitet werden soll, das Element der Freiheit enthalten». Oder auch die Begegnung mit dem Zigeunermädchen, das mit quälender Stimme unablässig um einen Kreuzer bittet: «Plötzlich, während die Stimme nach dem Kreuzer sich noch immer an mich geheftet hält, ruft, schreit es in mir, in meiner Seele: Kind, Kind, ruft und schreit es in mir, wenn du nicht fortbetteln, wenn du nicht stehlen müßtest seit je und je, so würde die Welt, die für dich nichts anderes ist als Löcher, Fugen, Höhlen und Ritzen, überfließen vor Geheimnis wie die Waben der Bienen vor Honig. Wir haben zwischen das Geheimnis und den Raub das Gesetz getan, du hast nichts dazwischen». Und schließlich auch ganz einfach, ein bloßes Bild aus der Erinnerung: die beglückende Gratlinie am Horizont der Hügel entlang um das Heimatdorf («es ist so, wie wenn hier das Kreisen ferner Gestirne in den Saum der Natur abgeglitten wäre, den Menschen in seine Mitte nehmend»), wie sie zum Anlaß einer Philosophie der geraden Linie, den Weges, des Umweges, des Lebensweges wird.

Im Mittelpunkt aber steht das menschliche Wesen, steht die Reihe der glänzend umrissenen Gestalten aus der Welt des Kindes und jungen Mannes. Da sind einzelne Leute des Dorfes oder des väterlichen Hauses, bei denen die Kunst des Physiognomikers schon aus dem Namen allein eine Charakteristik entwickelt: der Schneider Cyprian, der Kupferschmied Tintz u. a.; dann die predigenden Erzieherinnen wie das Fräulein Bache oder die das ganze Leben als ein Erkennen und Vermeiden von Fehlern aufbauende Tante Auguste — bei welchen nicht nur der Gegensatz von Sünde und Fehlern, sondern überhaupt das Wesen sittlicher Lebensführung anschaulich wird, gerade im Kontrast mit Wesen von naturhaft eingeborenem Maß wie der Kindermagd oder der Amme. Über allem aber stehen schließlich die drei großartigen Porträts des Vaters, der Mutter und des Freundes Alexander von Thurn und Taxis. Es dürfte kaum je von einem bedeutenden Manne freier und größer über seinen Vater gesprochen worden sein. Wie hier aus Liebe und Freiheit, aus Wissen und Distanz nicht nur eine individuelle Persönlichkeit gezeichnet, sondern zugleich das Vaterhafte des Vaters entworfen ist, bleibt tief eindrücklich. Gerade diese Seiten zeigen vielleicht am besten die Haltung des ganzen Buches. Es kommt aus einem wahrhaft menschlichen und männlichen Geist; es fehlt auch die leiseste Spur von Eitelkeit oder Ressentiment, dafür lebt hier oft ein gescheiter und energischer Humor — und das will etwas heißen bei einem Leben, das wie dieses aus den Glanzzeiten Österreichs über zwei Kriege ins heutige Wien geführt hat.

So wird die «Zweite Fahrt» eine unmittelbare, menschlich gewinnende Einleitung ins Corpus der Kassnerschen Schriften. Kassner selber erhebt sich darin immer stärker zu den Horizonten seiner physiognomischen Lehre, und das Schlußkapitel gibt unter der Überschrift «Vater und Sohn» geradezu eine Zusammenfassung von ihr. Sie kreist um den Gegensatz des magischen oder mythischen Menschen gegenüber dem Menschen der Geschichte, der Individualität, der Freiheit. Zwischen beiden Menschen und Welten steht, als nicht aufzuhebendes Ereignis, die Erscheinung des «Gottmenschen», der Fleischwerdung des Logos als der höchsten und ewigen Möglichkeit der Einbildungskraft. Das Ineinander und Gegeneinander von Heidentum und Christentum als der beiden uns bestimmenden Welten ist als Kernpunkt der Kassnerschen Lehre zugleich ein Thema von höchster Aktualität.

Das Kassnersche Werk in seinem immer am Konkreten haftenden und doch zugleich geradezu perspektivenraffenden Denkstil ist schwer zugänglich; es erlaubt dem Leser nicht einfach die Kenntnisnahme eines ausgearbeiteten Systems, sondern es verlangt sozusagen eine Einübung in seine durchaus eigene und eigenwillige Sprache. Dazu gibt uns nicht nur die «Zweite Fahrt» Gelegenheit, sondern ebenso

die gleichzeitig erschienenen neuen Bände von Kassners Werk: der Essayband *«Transfiguration»* (*Rentsch,* Erlenbach-Zürich 1946) [1]), ferner eine Auswahl früherer Schriften (*«Der größte Mensch»,* Turmschriften der österreichischen Kulturvereinigung, *Amandus-Verlag,* Wien 1946) und vor allem die umfassende Zürcher Rede *«Die Wandlung»,* die in schöner Ausstattung beim *Speer-Verlag,* Zürich 1946, erschienen ist und die hier noch kurz angezeigt sei.

Diese letzte Schrift *«Die Wandlung»* resumiert die beklemmende Fülle der Kassnerschen Gesichte von einem neuen Gesichtspunkt aus. Als Vortrag vor der Zürcher Studentenschaft gibt sie letzten Endes Antwort auf eine Frage, die für den Betrachter und den Erlebenden der jüngsten Geschichtsereignisse eine der brennendsten ist: Gibt es in den geschichtlichen Katastrophen, gibt es heute noch die Möglichkeit echter «Wandlung» (von Einzelnen oder Völkern), d. h. zugleich eine Erneuerung und doch Bewahrung des Echtesten und Innersten, und was heißt es, nach einer solchen zu verlangen? Kassner bezieht hier «Wandlung» und ihren Gegensatz *«Ver*wandlung» wieder auf den oben genannten Gegensatz: die magisch-mythische Welt der Verwandlung ist nicht mehr die unsere, wohl aber, seit den Griechen und seit dem Christentum, die Welt der Einbildungskraft und der Freiheit, in welcher, im Sinne eines paulinischen Wortes, anstelle des Ruhmes das Gewissen getreten ist. Hier ist der Ort echter Wandlung. Leidenschaftlich und in innerem Bezug auf die europäische und speziell deutsche Aktualität ruft Kassner dazu auf, spricht er, «nach den schaurigsten Erfahrungen», von einem neuen Zusammenkommen von Idee und Sein, in welchem das Symbolische ins Leben tritt und die Wesen wieder geformt und ebenbildlich werden. Die Wandlung ist Sache des Einzelnen. «Nur dank dieser Idee der Ideen, der Idee der Freiheit, kann oder muß jeder aus dem Volk ... dieser Einzelne, dieser Wandlungsfähige sein, dieses Individuum ineffabile».

Max Wehrli.

Wandertage in England

Das prächtig illustrierte Buch *Max Geilingers* ist wie wenige geeignet, mit englischem Leben, englischem Volkscharakter, englischer Landschaft und Architektur bekannt zu machen. Es führt mit Vorliebe abseits der Heerstraßen zu den Zeugen der Vergangenheit, zu wunderbaren Baudenkmälern, wie sie in Canterbury, York, Ely, Wells und anderswo anzutreffen sind. Die englische Landschaft ist hier von einem Bewunderer seiner Moore, seiner Hecken, seiner verträumten Weiler und wunderlichen alten Schenken mit der Feder des feinsinnigen Lyrikers eindrucksvoll beschrieben. Da der Verfasser nicht alles schauen und erzählen konnte, wählte er aus der großen Fülle Dinge, die seiner empfindsamen Natur am besten zusagten: Kathedralen und Kirchen, sagenumsponnene Schlösser und Klosterruinen und schöpfte aus Literatur und Geschichte einen reichen Kommentar, der diese Bauten zu neuem Leben erstehen ließ [2]).

Man wird bei der Lektüre an J. B. Priestleys English Journey erinnert, besser noch paßt der Vergleich mit Lawrence Sternes Sentimental Journey, denn Max Geilingers Reise ist eine empfindsame Reise. Nicht die Tatsachen sind ihm Herzensangelegenheit, obwohl er uns eine Unmenge interessanter Dinge zu erzählen weiß, sondern was er dabei denkt und fühlt.

Einen Querschnitt von London zu geben, wäre dem Verfasser bei dem Umfang des Bandes nicht möglich gewesen. Er liebt die Weltstadt vornehmlich wegen der Energie ihres Straßenlebens und wegen ihrer Bevölkerung. Er findet leichter seine Beziehung zum «dear dirty old London», zu dem Völkergemisch der Docks und der Elendsquartiere, zu den Hochschulsiedelungen im Eastend, als zu den prunkvollen Gaststätten der Reichen, den Theatern und Sammelpunkten der eleganten Welt.

Daß Max Geilinger andächtig in der Dreifaltigkeitskirche von Stratford am Avon vor Shakespeares Grab verweilte und das liebliche Warwickshire durchstreifte, war zu erwarten, aber es zieht ihn auch nach Südwesten zu den Scilly Islands, nach Norden in die Highlands und zu den Schneehängen des Ben More. Er muß ein Kohlenbergwerk besuchen und das Los der Arbeiter in den Zechen aus eigener An-

---

[1]) Besprochen im Juliheft 1946, S. 255/256.

[2]) Max Geilinger: Wandertage in England. Büchergilde Gutenberg, Zürich 1946.

schauung kennen lernen, auch die Gartensiedelungen englischer Großstädte, wie sie Welwyn repräsentiert, haben seine volle Aufmerksamkeit.

Auf diese wenigen Hinweise muß sich meine Besprechung beschränken. Der Stoff dieses Buches, dem wir recht weite Verbreitung wünschen, ist auf verschiedenen Englandfahrten zwischen den beiden Weltkriegen gesammelt worden. Einige Denkmäler, die es beschreibt, sind seither dem Krieg zum Opfer gefallen. Das tut dem Buch aber keinen Abbruch, denn uns fesseln darin die Dinge, die Bestand haben: die Schönheit und Unverdorbenheit der Landschaft, die Weite seiner Horizonte, seine wildromantische Küste, das zur Andacht stimmende Halbdunkel der Kirchen, die Typen seines tüchtigen Volkes, ob wir ihnen nun in Bergwerken, Fischerdörfern oder im Erwerbsleben der Städte begegnen. *Wilhelm Pfändler.*

Taccuino Svizzero

«Diese Wellen werden die Ufer von Pallanza liebkosen, unter der gedeckten Brücke von Pavia dahingleiten, sich vermischen mit den wirren Wellen des Po, und sie werden Ruhe finden in der Adria unter meinem Himmel». So dachte der Paduaner *Diego Valeri,* derweilen er, ein politischer Flüchtling, in Roveredo dem Lauf der Moesa nachsann.

Als Internierter bewohnte er, als unbehindert Reisender durchstreifte er 1942—45 nicht wenige schweizerische Siedlungen und Landschaften. Trotz seiner stets wachen Schau- und Wißbegierde übernahm ihn manchenorts dasselbe Heimweh wie auf der alten Misoxer Brücke. Dies Nebeneinander, Ineinander von oft staunenerregendem, fragenaufwerfendem nordischem Neuerleben und der in den Prüfungsjahren stets sich vertiefenden Sehnsucht nach dem heimischen Süden, gerade dieser Zweiklang verleiht seinem *«Schweizer Tagebuch»* einen eigenen Zauber [1]). Da weilt und wandert man nicht nur mit dem um verstehendes In-sich-aufnehmen all des Helvetischen bemühten Beobachters, sondern man fühlt mit dem unruhvollen Menschen, den es lockt, zu sehen, zu lauschen, auch um zu vergessen, den es drängt, zu erfassen, zu durchdringen, auch um aus dem Beispiel eines «freien brüderlichen Zusammenlebens von Leuten verschiedenen Blutes, verschiedener Sprache, verschiedenen Glaubens» ermutigende Hoffnung zu schöpfen auf eine künftige Neuordnung, Neubindung der zerrissenen Menschheit.

Die dreiunddreißig knappen Kapitel dieses vornehmlich deutsch- und welschschweizerischen Tagebuches — dem italienischen und doch schweizerischen, für Valeri um so schwerer zu deutenden Tessin ist nur ein Dankesgruß gewidmet — bieten in ihrem schlichten Lyrismus und in ihrem Beziehungsreichtum eine mühelose fesselnde Lektüre. Valeri weiß, seine Impressionen mit leichter Hand hinzumalen, seine Meditationen mit feinem Stift einzukerben. Ferne liegen ihm, laut Vorrede, Vollständigkeits- und Unfehlbarkeitswahn. In der Tat, ungenügend ist, zum Beispiel, die Romandie erkannt, und gegenüber der Reformation, vielmehr ihrer örtlichen und kulturellen Ausprägung, erweist sich der in Kunst und Leben sonst so Tolerante als recht unaufgeschlossen.

Der wohl baldigen zweiten Auflage seines Bekenntnisses zum Schweizertum bleiben somit Ergänzungen und Retouchen vorbehalten. Indes, die Bedenken in bezug auf vereinzelte vorgefaßte Meinungen und dadurch beeinflußte Urteile berühren keineswegs den *Taccuino Svizzero* als reizvolle Spiegelung unseres Landes in einer empfindsamen Dichterseele. *Elsa Nerina Baragiola.*

---

[1]) Diego Valeri: Taccuino Svizzero. Hoepli, Mailand 1946. Mit 32 wohlgeratenen Fotoabbildungen.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Jann von Sprecher, Postfach Zürich 22, Tel. 24 46 26. Verlag und Versand: Zürich 2, Stockerstr. 64, Tel. 27 29 75. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich 2, Stockerstr. 64. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.